

Jürgen Ritte

Gibt es eine europäische Literatur?

Vortrag

© Jürgen Ritte

„Gibt es eine europäische Literatur?“ Es scheint mir so. Jedenfalls bin ich davon immer ausgegangen, als Schüler, der ich war, als Student, der mehrere europäische Sprachen erlernte, als Übersetzer, als Kritiker, als Hochschullehrer für Literatur, der ich wurde. Aber es gibt eben auch Fragen, die auf vermeintliche Evidenzen zielen, die – so meine erste, so trotzige wie hilflose Reaktion, als Walter Grond mir die Frage für unsere heutigen Begegnungen aufgab – nur einem Marsmenschen oder besser noch (denn der Mars ist auf bestem Wege, in unsere weitere „Banlieue“ einbezogen zu werden) einem Wesen von einer Lichtjahre entfernten Galaxis einfallen können.

Aber ich will nicht das Privileg des Hinterbänklers, des schlechten Schülers aus der letzten Reihe für mich in Anspruch nehmen und einfach ein leeres Blatt, eine „copie blanche“ abgeben, und darauf als patzige Antwort ein einfaches, kommentarloses „ja“ kritzeln oder, noch patziger, noch provokativer, ein „nein“. Denn natürlich ist nicht, oder doch nicht in erster Linie, die geforderte Antwort das Problem, sondern die Frage selbst. Mit anderen Worten und deutlicher formuliert: Dass die Frage gestellt ist und gestellt wird, ist das Problem. Denn sie ist ja nicht nur Frucht des Einfallsreichtums der Veranstalter unserer Begegnungen, sie steht, wie man im Deutschen sagt, gleichsam im Raum. Nicht nur im Konferenzraum europäischer Universitäten, wo die Kollegen im Gefolge des „Bologna-Prozesses“ und der sorgfältigen Zerlegung des alteuropäischen Universitätsideals und der hergebrachten Studiengänge (Germanistik, Slawistik, Romanistik, Anglistik, Skandinavistik...) angestrengt darüber nachdenken, wie sie neue „transversale“, „interdisziplinäre“, „europäische“, „interkulturelle“ Curricula und Sonderforschungsbereiche aufstellen können, die genügend Sex-Appeal haben, um Geld und Studenten einzuwerben, sondern auch und gerade – allerdings nur hintergründig – im Raum der öffentlichen Diskussion. Freilich ist die Frage nach **der** oder einer europäischen Literatur dabei nicht mit

einem besonderen Dringlichkeitsvermerk versehen. Sie scheint sogar vollkommen abwesend zu sein. Es sind, abgesehen vom Hype um den jeweiligen Nobelpreisträger, immer noch die nationalen Agenda (Literaturpreise, Buchmessen...), die der „Literatur“ kurzfristig zu einer beschränkten Aufmerksamkeit in ihrer jeweiligen Provinz verhelfen. Schlimmer noch: Selbst in einem Land wie Frankreich, wo literarische Bildung - oder doch zumindest der Anschein einer solchen - einst zur Apanage von Staats- und Regierungschefs gehörte (in Deutschland hat man sich als Politiker mit literarischen Ambitionen und Affinitäten von jeher verdächtig gemacht), ist offen zur Schau getragene Literaturfeindlichkeit kein politischer Skandal mehr. Nicolas Sarkozy hat in einer schwachen Stunde zugegeben, wie entsetzlich langweilig er die „Princesse de Clèves“, die Prinzessin von Kleve“ der Madame de Lafayette finde, ein Klassiker der französischen Prosaliteratur des 17. Jahrhunderts, und dass er, ein Eingeständnis aus einer weniger schwachen Stunde, nicht einsehe, warum der Steuerzahler das Studium und die Erforschung der alten Sprachen finanzieren solle. Wichtiger sei die Ausbildung von Ingenieuren, Mathematikern, Betriebswirten. Damit steht er, so ist zu befürchten, nicht ganz allein da...

Dennoch, die Frage nach der europäischen Literatur steht im Raum. Nicht direkt, sondern indirekt, gleichsam als Derivat einer anderen Frage, einer Frage, die fast tagtäglich in irgendeinem Politikteil oder Feuilleton irgendeiner in Europa erscheinenden Zeitung gestellt wird oder in irgendeiner irgendwo in Europa ausgestrahlten Talkshow oder einer anderen Quasselrunde zerredet wird: Und dies ist die Frage nach der europäischen Identität, nach der europäischen Kultur, nach ihren „Werten“. Unter anderem deswegen schicken, seit dem 11. September 2001, europäische Länder Soldaten nach Afghanistan oder in den Irak, in welchem letzterem Land Hunderttausende von Menschen Opfer eines angeblichen „Krieges der Zivilisationen“, eines „clash of civilisations“ wurden. Unter anderem im Namen unserer „Werte“, unserer Kultur. Deswegen haben es viele von uns auch nicht gerne, wenn Frauen mit Kopftuch durch unsere europäischen Städte spazieren oder gar in unseren Schulen Lehrerinnen werden. Und wir sind auch nicht glücklich, wenn in unseren Städten neben den altherwürdigen Kirchtürmen plötzlich Minarette in den Himmel ragen sollen. Das alles im Namen unserer europäischen Identität, unserer europäischen Werte, unserer Kultur. Und dabei spielt dann ja doch auch unsere europäische Literatur wohl eine Rolle, als Vehikel, als Ausformung, als Transporteur, als Ausdruck dieser unserer europäischen Werte und Identität – auch wenn die, die den Begriff einer europäischen Identität am häufigsten in den Mund nehmen, wahrscheinlich am wenigsten von ihr wissen. Ein Sachverhalt, der sich auf nationaler Ebene wiederholt, wenn von Einbürgerungskandidaten die Beantwortung von Fragen verlangt wird, die das Gros der Eingeborenen überfordern würde.

Aber wie auch immer: Offenbar gehen europäische Regierungen davon aus, dass es, neben dem nationalen Integrationskriterium der Landessprache, auch so etwas wie eine Kultur gibt, die nicht mehr unbedingt national definiert wird, sondern europäisch. Dass man seine Frau nicht verprügeln darf, dass man seine Tochter nicht im Alter von dreizehn Jahren zwangsverheiraten darf, dass man seine Kinder nicht dem laizistischen Unterricht entziehen

darf, all das wird nicht national, sondern eben europäisch begründet. Vordergründig juristisch, aber im Hintergrund steht die Frage nach der Kultur.

Lassen Sie mich, bevor ich diesen Faden wieder aufgreife, einen Faden, der von der Literatur zu entfernen scheint, noch einmal an den Anfang zurückgehen. Ich hatte der – vermeintlichen – Befremdlichkeit der Frage nach der Existenz einer europäischen Literatur einen räumlichen Ausdruck verliehen, den der Entfernung von unserem Planeten. Die Frage lässt sich auch in eine zeitliche Entfernung rücken: Vor nicht mehr als einem guten halben Jahrhundert – und das ist, bei allen technologischen, politischen, ökonomischen Fortschritten oder, vorsichtiger formuliert, bei allen technologischen, politischen, ökonomischen **Veränderungen**, die wir seither erlebt haben, äonenweit von uns entfernt (ähnlich wie die fernen Galaxien) – vor sechs, vor sieben Jahrzehnten also war die Frage nach einer europäischen Literatur keineswegs abstrus. Sie war sogar, im Gegenteil, fast schon existentiell. Ein halbes Jahrhundert, das ist die Zeitspanne, die derjenige, der heute als knapp über Fünfzigjähriger das Privileg hat, vor Ihnen zu sprechen, durchlebt hat. Keinesfalls bewusst, was die beiden Jahrzehnte unmittelbar vor und nach seiner Geburt angeht. Aber als Teilhaber dessen, was der französische, in Buchenwald umgekommene Soziologe Maurice Halbwachs einmal das „kollektive Gedächtnis“ genannt hat. Es ist dies das aus Erfahrung gespeiste, in Familienerzählungen und von den Lehrern, die das Alter der Eltern und Großeltern haben, gespeiste Gedächtnis. Eine Art lebendiger Erinnerung, die mit den jeweiligen Enkeln abstirbt und in ein organisiertes, „kulturelles“ Gedächtnis überführt wird – wenn sie denn überführt wird. Kurz: als Schüler der Oberstufenklassen in einem deutschen Gymnasium Anfang der siebziger Jahre, als Studienanfänger lasen wir das, was unsere Professoren und Lehrer uns zu lesen aufgaben. Und hier vor allem: Ernst-Robert Curtius, Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter, oder: Erich Auerbach: Mimesis: Dargestellte Wirklich in der abendländischen Literatur. Oder auch: T.S. Eliot, Beiträge zum Begriff der Kultur (Notes towards a definition of culture). So unterschiedlich die politische, religiöse, intellektuelle Herkunft dieser Autoren auch sein mochte, ihnen allen ging es um den Existenznachweis einer europäischen Kultur und vor allem: Literatur. Denn Letztere war für sie, die sie in der ersten Jahrhunderthälfte herangewachsen waren, noch **das** kulturelle Steuerungsmedium schlechthin. Curtius und Auerbach hatten ihre monumentalen, bis heute maßgeblichen (aber in den Proseminaren unserer „kultur“- oder „medienwissenschaftlichen“ Studiengänge längst vergessenen) Bücher im Exil geschrieben. Ähnlich wie ihrem Zeitgenossen, dem zum früh verstorbenen Philosophen Ernst Cassirer, ging es ihnen, mit T.S. Eliot (letzterer hatte freilich etwas andere Beweggründe) darum, nachzuweisen, dass, von der heidnisch-mediterranen Antike über das christliche Mittelalter bis in die aufgeklärte Gegenwart hinein Europa, trotz aller Sprachenvielfalt, von einem gemeinsamen Kulturerbe, einem gemeinsamen „patrimoine“ lebe. Und dies vor allem in der und durch die Literatur. Viel zitiert ist Eliots Diktum, wonach das Abendland auch da noch christlich sei, wo es sich antichristlich gebärde. – Es ist natürlich kein Zufall, dass ich mit Curtius, Auerbach oder Ernst Cassirer drei Deutsche aufgerufen habe (zwei von ihnen waren jüdischer Konfession), die sich allesamt, wie so viele andere, in die Emigration gezwungen sahen. Denn gerade von

Deutschland aus, wo die Barbarei der Nazis wütete, war ja die Frage nach der Existenz einer europäischen Kultur eindeutig – und zwölf lange Jahre lang – mit „nein“ beantwortet worden. Wobei, dies als Fußnote, die Nazis dort, wo sie in Deutschland von deutscher oder „arischer“ Kultur sprachen, im besetzten westeuropäischen Ausland, zumal in Frankreich, von der durch Bolschewiken, Juden oder anderes feindliches Gesindel bedrohten „europäischen“ Kultur sprachen, als deren Verteidiger sie sich ausgaben...

Kurz: So akademisch die Schriften eines Curtius, eines Auerbach, eines Cassirer daherkamen und vor allem heute daherkommen mögen, sie waren eben auch Kampfschriften, „polemische“ Schriften im etymologischen Sinne des Wortes, Widerstandsgesten derer, die sich, mit den Worten Auerbachs aus dem Jahre 1946, „ihre Liebe zu unserer abendländischen Geschichte ohne Trübung bewahrt haben“. Ähnliches ließe sich auch über Thomas Manns ersten im Exil entstandenen Roman „Lotte in Weimar“ sagen, wo Thomas Mann Goethe als anti-nationalistischen, europäischen Schriftsteller portraitiert, dem alle romantische Deuschtümelei zuwider ist und der in der Auseinandersetzung mit Hafiz seinen Begriff und seine Praxis von Weltliteratur herausarbeitet. Dem Roman „Lotte in Weimar“ schickt Thomas Mann ein Zitat aus dem „West-östlichen Diwan“ voraus. Es handelt sich um eine Art Grußadresse des persischen Dichters Hafiz, der hier, in Schloss Hainfeld, zumindest einmal zu Wort kommen soll, in der Übersetzung Goethes. Folgende Verse also richtet Hafiz an seinen Landesherrn Schach Sedschan:

Durch allen Schall und Klang
Der Transoxanen
Erkühnt sich unser Sang
Auf Deine Bahnen!
Uns ist für gar nichts bang.
In dir lebendig,
Dein Leben daure lang,
Dein Reich beständig!

Die Transoxanen waren die Bewohner jenseits des Flusses Oxus (oder Amurdarja) und galten als Erfinder der lauten und vor allem kriegerischen Janitscharenmusik. Hafiz dankt also seinem Herrscher, indem er sich furchtlos gegen das Kriegsgeheul der Transoxanen durchsetzt. Goethe, der vermutlich im Jahre 1815, im Jahr des Wiener Kongresses an diesen Versen arbeitete, mag sich – über Hafiz – auf diese Weise bei seinem Herrscher Carl August bedankt haben, der es mit anderen Transoxanen zu tun hatte. Und für Thomas Mann waren diese Verse dann im Jahre 1939 Grußadresse an und Verneigung vor Goethe – inmitten des Gebrülls und Kriegsgeschreis der braunen Transoxanen.

Gibt es eine europäische Kultur? Vor siebzig Jahren bedurfte es, angesichts des Triumphzugs der Barbarei, einigen Mutes, um die Frage mit Ja zu beantworten. Das, was

europäische Literatur damals war, hatten Studenten und Professoren schon längst dem Feuer übergeben. Vor sechzig Jahren, angesichts zerbombter Landschaften, zerstörter Städte und millionenfachen, industriell betriebenen Massenmords bedurfte es ebenfalls einigen Mutes, des Mutes der Verzweiflung, und einiger frommer Hoffnung, um die Frage abermals mit Ja zu beantworten. Doch fallen einem, vor allem im deutschsprachigen Resonanzraum, die zahlreichen, so verführerischen wie folgenreichen Apodikta und Aperçus eines Theodor W. Adorno ein, die die hoffnungslose Korruption des Kulturbegriffs selbst, des abendländischen Kulturbegriffs, immer wieder auf den schmerzhaften Punkt brachten. Einzig einigen wenigen ästhetischen Gebilden, Werken der modernen Musik, Malerei und Literatur mochte er, der von der Barbarei sprach, die ein Gedicht nach Auschwitz sei, noch eine nicht korrumpierte, nicht entfremdete Sprache abzulauschen: Proust, Kafka, Beckett. Europäische Literatur mithin. Aber es war nicht die Stimme einer sich selbst affirmierenden europäischen Kultur, die Adorno in ihr vernahm, es war die Sprache der absoluten Verweigerung, der reinen Negativität, die er vorsichtig zum Klingen brachte. Es war die Sprache der Untröstlichkeit über den Verlust vom „richtigem“ Leben, das es im Grundfalschen nun einmal nicht geben konnte.

Aber Sie sehen, ich bin schon wieder m Begriff, den Faden zu weit zu spinnen. Das liegt an der räumlichen und zeitlichen Entfernung, aus der mir die Frage nach der Existenz einer europäischen Literatur zu kommen schien. Es liegt auch daran, dass die Frage eine malaise, ein tiefes Unwohlsein auslöst. Der Begriff „europäische Literatur“ eignet sich nicht für territoriale und identitäre Bestimmungen. Gewiss, wir haben, von Sankt-Petersburg bis Lissabon, von Athen über Budapest und Prag bis Berlin, von Rom bis Paris oder London eine Literatur in vielen Sprachen, die sich in irgendeiner Weise immer auf Homer und/oder die Bücher der Bibel beziehen kann. Aber dieser „Ursprung“ ist sehr vage. Einen „Homer“ hat es vielleicht nie gegeben, und wenn es ihn gegeben hat, war er womöglich, wie Raoul Schrott zuletzt mutmaßte, jemand, der heute einen türkischen Pass hätte. Und die vielen Bücher, die die Bibel ausmachen, des Alten wie des Neuen Testaments, haben auch keinen klar identifizierbaren Ursprung, es sei denn, wofür einiges spricht, wir setzten den großen Übersetzer und Philologen, den Heiligen Hieronymus an den Anfang dieser Geschichte. Denn es war ja erst seine lateinische Bibel, von der aus die jüdisch-christliche Botschaft in die Welt getragen wurde und die wesentlich zur Formatierung der europäischen Literatursprachen beigetragen hat.

Und abgesehen davon: Literatur migriert, findet sich in steter Migrationsbewegung. Wie Muscheln, die sich an große Schiffsbäuche kleben, überquert sie Ozeane und bildet Übersee neue Kolonien. Wie Kartoffeln und Tomaten aus Südamerika kommt sie in den gleichen Schiffsbäuchen zurück und schafft es, wie die beiden genannten, vormals exotischen Pflanzen, in Europa, im fremden Terrain, zur „Identität“ (oder was wir dafür halten) des Gastlandes beizutragen, ja diese zuletzt gar zu inkarnieren. Was wäre Italien ohne Tomatensauce, Deutschland ohne Kartoffelsalat? Literatur ist kein bodenständiges Gewächs. Und wo sie sich als solche ausgibt und in ihrer Bodenständigkeit erschöpfen will, wird sie rasch zum Ladenhüter, nicht in kommerzieller Hinsicht (das wäre eine andere Frage), sondern

in intellektueller Hinsicht. Die Literatur migriert wie ihr Medium, die Sprache. In der Wachau, wo Walter Grond im Schatten der Bibliothek des Klosters Melk unter dem trefflichen Firmensignet „pilgern und surfen“ diese europäischen Literaturtage auf die Beine gestellt hat, wächst und gedeiht die Marille, im Deutschen: die Abrikose. In ihr steckt die lateinische Frühreife, sie ist „praecox“. Über den arabischen Sprachraum gewann sie ihr anlautendes „a“, bevor sie in Italien als „albicocca“ heimisch wurde und in einer arabisch-italienisch getönten Verwaschung zur Abrikose wurde. Oder nehmen wir die diffizile Gedichtform des Sonnetts: Von den provenzalischen Troubadours des Mittelalters ersonnen und angedacht wandert die Form an den Hof Friedrichs II nach Sizilien, wo man sich einen kulturellen „melting-pot“ von Arabern, Italiern, Griechen und Normannen vorstellen darf. Sie nehmen die Form auf, entwickeln sie weiter, und sie erreicht, wieder nordwärts wandernd, die Toskana, wo sich Petrarca der Form annimmt. Und noch etwas später schreibt ganz Europa Sonnette: Ronsard und Du Bellay in Frankreich, Shakespeare in England, Opitz und Gryphius in Deutschland.

Auf solchen Pfaden wandelt seit jeher die europäische Literatur- und Geistesgeschichte. Und genau das meinte Goethe, man darf ihn an diesem Ort wohl zweimal zitieren, als er 1827 den Begriff der „Weltliteratur“ prägte und bald in Umlauf brachte. Damit ist und war nicht, wie heute zuweilen in Analogie zum ridikülen, aus DDR-Zeiten sattem bekannten „Weltniveau“ geschlossen wird, eine Literatur 1. Klasse, eine Art „Champions-League“ der Literatur (so etwas kann nur Klappentextern und Agenten einfallen), sondern eine Literatur, die, sprachen- und nationenübergreifend, in einen immer engeren, immer intensiveren gegenseitigen Austausch tritt. Es ist die Literatur des globalisierten Zeitalters, die Goethe erahnte. Eine Literatur auch, die sich wesentlich dem Tun der Übersetzer und anderer Mittler verdankt. Weltliteratur – und europäische Literatur, wollen wir den Begriff denn benutzen, kann sich nur als Teil von Weltliteratur verstehen -, das meint, dass ich mich als im Kölner Stadtteil Lindenthal geborener und aufgewachsener Europäer durchaus im Macondo von „Hundert Jahre Einsamkeit“ wiederfinde, im Kairo von Albert Cossery, im Combray von Marcel Proust oder in Salman Rushdies „Mitternachtskindern“. Weltliteratur heißt auch, dass der irische Jude Leopold Bloom auf den Spuren des Odysseus zu Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Straßen von Dublin wandeln kann, das Ganze erzählt von einem Autor, der sich in Paris, Zürich und Triest aufhielt. Weltliteratur und, wenn man denn unbedingt will, „europäische Literatur“ ist der Gegenentwurf zu einer wie auch immer gearteten nationalen „Klassik“. Das ist der entscheidende Schlag, den Goethe in genau dem Moment ausführte, als sich in Europa und in den europäischen Universitäten die nationalen Philologien ausbildeten, mit denen wir es heute, 180 Jahre später immer noch zu tun haben. Das, was man in der Folge „Literaturwissenschaft“ nannte, folgte diesem nationalsprachlichen Modell – mit einigen Kuriositäten, wie etwa der deutschen Romanistik, die in ihrem übergreifenden Charakter zwar der Idee einer europäischen- oder eben Weltliteratur näher kam als die Germanistik, andererseits aber nur demjenigen universitäre Karrieren erlaubte und erlaubt, der sich etwa in der spanischen Literatur des „Goldenen Zeitalters“ und in der französischen Gegenwartsliteratur auskennt, nicht aber demjenigen, der etwa ein Spezialist der englischen

(oder deutschen) und französischen Romantik wäre (welche beiden mehr miteinander zu tun haben als Lope de Vega und, zum Beispiel, Georges Perec). Dem Romantik-Spezialisten bleibt immer noch der Ausweg der „Vergleichenden Literaturwissenschaft“. Dieser aber korrespondiert, soweit ich sehe, nirgends in Europa ein Schulfach, womit dem Komparatisten ein Nebenfachdasein beschert ist und bleibt. Aber ich verliere schon wieder den Faden, denn das ist ein Thema, das in Fachbereichs- und Fakultätssitzungen zu diskutieren wäre...

Europäische Literatur, Weltliteratur: Ein Buch ist nicht unbedingt europäisch oder welthaltig (im Sinne von universell), nur weil es von Europa oder der Welt überhaupt spricht. Auch eine Erzählung aus der tiefsten Provinz (bei Faulkner etwa oder in Fontanes Stechlin) wird zu „Weltliteratur“ im Sinne Goethes, denn wir alle bewohnen im Zweifelsfall eine mittelamerikanische Kleinstadt oder die Ufer eines Sees im Brandenburgischen. Um aber solch ferne Gestaden bewohnen zu können, bedarf es eines Minimums, bedarf es der Tätigkeit der Übersetzer. Denn selbstverständlich: Mehrere Sprachen zu beherrschen, zumindest drei oder vier Sprachen, die in Europa gesprochen werden, ist nicht nur möglich, sondern auch nötig. Das ist eine Frage der Lehrpläne und des guten Willens. Aber wir können nicht alle Sprachen beherrschen, um an der Literatur dieser Welt teilzuhaben. Wir können, nach menschlichem Maß, nicht Russisch, Türkisch, Chinesisch und Arabisch erlernen im Leben eines Lesers, wir brauchen die Übersetzer. Diese sind das Ferment der Literatur überhaupt. Sie erlauben uns nicht nur Dante, Cervantes, Shakespeare, Proust in allen möglichen Sprachen zu lesen (dazu die großen Autoren der chinesischen der japanischen, der indischen Literatur), sie bilden die wahre Einbürgerungsbehörde, das wahre Integrationsministerium unserer diversen Länder. Valery Larbaud, der begnadete französische Schriftsteller der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der erste Joyce-Übersetzer, der Wegbereiter, in den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts, der lateinamerikanischen Literatur in Europa, der große Kosmopolit, entwarf, unter „Anrufung des Heiligen Hieronymus“, in den dreißiger Jahren das Modell einer Literaturgeschichte, die sich nicht als eine Sammlung von Autorenportraits verstehen sollte, sondern als ein Kompendium der „Biographie der Werke“. Darin sollte aufgeführt sein, welche Übersetzungen der jeweilige Autor gelesen hatte und welche Übersetzungen überhaupt zu einem gegebenen Zeitpunkt (literarische wie essayistische und wissenschaftliche Übersetzungen) verfügbar waren. Was damals noch als reichlich utopisch erscheinen musste, dürfte heute, dank moderner Datenbanken, schon in den Bereich des Möglichen rücken. „Readme.cc“ ist auf dem Weg dorthin.

Sie merken, ich habe mich um eine Antwort auf die Frage „Gibt es eine europäische Literatur?“ herumgedrückt. Ich bin geneigt, wie der schlechte Schüler aus der letzten Bank, mit „nein“ zu antworten. Es gibt die Literatur, genauso wie es die Mathematik gibt. Natürlich ist mir bewusst, denn ich bin ja auch Übersetzer, dass Literatur an bestimmte Sprachen und innerhalb der bestimmten Sprachen an bestimmte Epochen und Umstände gebunden ist. Mir ist auch bewusst, dass eine Übersetzung nicht das Original ist. Aber gerade in diesem „Verlust“ – dies sage ich hier und heute in vollkommener Unbescheidenheit – liegt der Gewinn. Dass Werke nur in ihrer Originalsprache zu lesen seine, dass sie nur dort ihren ganzen Sinn entfalten, ist ein Philologenargument, dem ich schon von Berufs wegen nicht

verschlossen bin. Aber die Übersetzung fällt gegenüber dem Original nicht zurück, sie funktioniert eben nicht nach dem aus der Kunstgeschichte übernommenen Modell von Original und Kopie, sondern sie fügt, in ihrem neuen Kontext, etwas hinzu. Shakespeare ist nicht aufgrund der Kenntnis des Originals ein deutscher Autor geworden, sondern aufgrund der Übersetzung, die in einen anderen, zeitlich und geographisch versetzten Kontext hinein gewirkt hat.

Ein letztes Mal: Gibt es eine europäische Literatur? Nein und ja. Ja. Natürlich gibt es sie, gibt es gemeinsame Traditionslinien. Nein, sie ist immer ein Export- Importunternehmen gewesen, wie Europa und seine Kultur überhaupt. Ein fruchtbares Gemisch. Eine formidable Maschinerie, die über chinesische Nudeln, japanische Drucke und südamerikanische Pflanzen alles assimiliert, alles zu ihrem Eigenen gemacht hat, was ihr begegnet ist. „Europäische Literatur“ eignet sich nicht als identitärer oder als identitätsstiftender Begriff. Anders als in den dreißiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als die europäische Kultur sich selbst, von Deutschland ausgehend, den Garaus bereitete, eignet er sich heute auch nicht als Kampfbegriff. „Europäische Literatur“ ist keine Unterabteilung irgendeiner Brüsseler EU-Behörde. Europäische Literatur kann nicht Propaganda-Instrument oder Kofferträger zu Ruhm und Illustration der Europäischen Gemeinschaft und ihrer Werte sein. Wir sind, als Europäer, in keiner Weise in unserer Existenz von außen bedroht, was auch immer unsere Innenminister zur Rechtfertigung der Einschränkung unserer Bürgerrechte sich einfallen lassen. Bedroht sind wir nur von uns selbst, wenn wir uns denn auf einen identitären, europäischen Diskurs der „Werte“ einlassen.

Verlassen wir uns auf unsere Assimilationskraft und fordern wir von der EU, dass sie die Tätigkeit des Übersetzens mehr fördert. Bei unserem nächsten Treffen sollten neben den Literaturpreisen auch Übersetzerpreise ausgeschrieben sein, unabhängig von der EU-Zugehörigkeit der Ausgangs- und/oder Zielsprache.

Und im Übrigen und abschließend möchte ich Marcel Proust zitieren, der einmal gesagt hat: „Alle Bücher sind in einer Art Fremdsprache geschrieben“. Auf diese Fremdheit oder Fremdsprachlichkeit muss es uns in Europa ankommen.